

(Nachdruck verboten.)

Die Kaufare.

Roman von Fritz Mauthner.

Die Gesellschaft von Geldmännern, welche den Garten eingerichtet hatte und das Theater gründen wollte, saß mit Haffner und dem alten Mettmann drüben um einen großen Tisch unter einem Zeltdach, das auf dem Vorbau des altdeutschen Wirtshauses angebracht war. Dicht unter ihnen tranken an nahe aneinandergeschobenen Tischen auf dreifüßigen Schemeln die Künstler und Kunsthandwerker, die alles tüchtig bis zur Unbequemlichkeit eingerichtet hatten. Die Baumeister, Bildhauer und Maler hofften noch reiche Beschäftigung beim Theater zu finden und tranken den Bauherren unaufhörlich zu. Das berühmte Haffnersche Bier war beim Beginn des Festes aus tüchtigem altdeutschen Gläsern gekostet worden; dann war man sofort zu Wein und Champagner übergegangen. „Damit sie morgen das Bier ordentlich loben können,“ hatte der alte Mettmann den Zeitungsberichterstellern zugerufen.

Diese saßen überall an den kleinen Eisentischen verteilt, rissen Witze und tranken um die Wette. Es waren die kleinen Straßenreporter, die hier von ihrem anstrengenden Dienste bei Bränden und andern Unglücksfällen ausruhten und vor der Flasche eine Stunde lang vergaßen, daß sie auch dieses Fest morgen mit einigem Aufwande an Geist würden beschreiben müssen. Unter sie mischten sich auch vielgenannte geistvolle Journalisten und Dichter von gutem Namen. Und mit den Leuten von der Feder kniepten im herzinnigen Vereine die geladenen Gäste aus allen Ständen: reiche junge Bummel, die überall dabei sein wollten, vorurteilslose Adelige, welche um der Bühne willen auch den Umgang mit Schriftstellern pflögten, schwerfällige Freunde der Geldmänner, die gern die Aussichten des Geschäfts erraten hätten, und vor allem die bacierenden Künstler, welche bei dem neuen Theater unterzukommen hofften, Sänger, Komiker, Regisseure, Musiker, Dekorationsmaler, aber neben ihnen auch Theateragenten, Seiltänzer, Löwenbändiger und Willethändler.

Bald mühsam vordringend, bald absichtlich zögernd, brachen sich die beiden Neuangekommene Bahn durch den Anäuel von Tischen, Stühlen, Kellnern und Gästen. Vode war vielen bekannt, wurde aber von den meisten mit der herablassenden Nichtachtung behandelt, die sie dem unmodernen Noth des jungen Gelehrten schuldig zu sein glaubten.

„Sieht man sie auch einmal in anständiger Gesellschaft?“ rief ein alter Koupletsänger ihnen zu.

Den jungen Mettmann kannte fast niemand. So oft sich aber Vode den Spaß machte, den neuen Freund als den Sohn des Verlegers vorzustellen, wurde Richard mit einem beängstigenden Jubel begrüßt. Die Sänger umarmten ihn, und zwei Musikanten, welche von seiner Liebhaberei gehört hatten, feierten ihn sofort als den ersten Musikkritiker Berlins.

„Aber er kann ja gar nicht schreiben,“ rief Vode lachend dazwischen.

„Dann wird er mündlich das Orakel der Kritiker sein,“ antwortete ein Journalist, und: „Richard Mettmann hoch!“

Der Lärm drang bis auf den Vorbau, wo die gesehten Männer dem Glase weniger zusprachen und bei einer geschäftlichen Sitzung über die Bestimmung des Theatergebäudes verhandelten; denn davon hing es ab, welcher Plan für die innere Ausschmückung angenommen und wie viel Geld geopfert werden sollte.

Als Gottlieb Mettmann, der Verleger, die Hochrufe auf seinen Sohn vernahm, beugte er sich über die Stuhllehne und rief Richard herzu. Auch Vode sollte heraufkommen, er hatte mit ihm zu reden.

Sie gingen die drei Stufen empor; von allen Seiten wurde der junge Mettmann freundlich begrüßt. Diejenigen Herren, welche ihn zum erstenmal sahen, wünschten dem Vater Glück und versuchten es, den Sohn in ein vernünftiges Gespräch über den Zinsfuß in England und Deutschland zu verwickeln.

Die Herren rückten zusammen, und während Richard sich zwischen Haffner und einem Unbekannten einkeilte, fand Vode seinen Platz zur Rechten des Verlegers. Die Journalisten an den Tischen im Garten reckten die Häfte. Und unbekümmert um die Nachbarn, welche rücksichtslos hinhörten, begann Gottlieb Mettmann mit dem jungen Gelehrten die Unterhandlung.

„Ich habe mit Vergnügen gehört, lieber Doktor, daß Sie endlich annehmen wollen. Natürlich! Sie werden doch nicht ewig Privatgelehrter bleiben wollen. Das wirst ja nichts ab. Also wann wollen Sie Ihre Stelle antreten? Morgen, übermorgen? Je früher, desto besser. Ich habe mit meinen bisherigen Redacturen kein Glück gehabt. Kein gebildeter Mensch hat mein Blatt lesen wollen.“

„Die gebildeten Leute haben vorher zu viel anderes gelesen,“ rief Vode dazwischen. „Ich will mein Amt sobald wie möglich antreten, aber vorher müssen wir uns doch über meine Vollmachten und über die Haltung des Blatts in den wichtigsten Fragen verständigen.“

Mettmann wurde ungeduldig.

„Wissen Sie, lieber Vode“, rief er heftig, „ich bin nicht Publikum und habe auch keine Zeit, nach dem Zartgefühl meiner Leute zu fragen. Sie redigieren das Blatt, wie Sie wollen, und so lange, wie ich mit Ihnen zufrieden bin. Wenn Sie mich in meinem Gewerbe stören oder die gebildeten Leser auch Sie nicht wollen, so werde Sie mit vierteljährlicher Kündigung entlassen, das heißt, Sie gehen sofort und erhalten Ihr Honorar für drei Monate vorausgezahlt. Ich werde froh sein, wenn's nicht dazu kommt; gern wechsle ich nicht. Die Ziffern habe ich Ihnen schon genannt, als wir uns das letzte Mal sprachen.“

Vode lehnte sich in seinen Stuhl zurück und schloß die Augen. Noch war es Zeit. Noch hatte er seine Seele diesem Menschen nicht verkauft. Er war im Begriff, die ganze Sache mit einem derben Wort abzubrechen, als der Verleger, der ihn scharf beobachtet hatte, plötzlich mit verändertem Ton rief:

„Es ist besser, anfangs rücksichtslos und dann verträglich, als umgekehrt. Sie möchten auch gewiß gern lieber in Freiheit hungern, als im Käfig sich mit gutem Futter mästen, was, Sie Privatgelehrter? Kenne das! Sie haben wahrscheinlich eine Schuld abzutragen, brauchen Geld; Privatgelehrte kommen nicht freiwillig zu mir, ich weiß. Wollen Sie das Vierteljahr nach der Kündigung als Handgeld voraus haben?“

Vode hatte noch die Augen geschlossen. Käthe stand vor ihm. Sie trug statt des dünnen Stattenkleidchens ein modisches farbenes Wollkleid, vor der Brust steckte ein goldnes Uehrchen am goldenen Kettchen. Ihr Auge strahlte vom Glück über die langgeträumte Herrlichkeit. Und sie hantierte an einem eichenen Tische vor einer neu silbernen Kaffeemaschine in einer eigenen, vollständig eingerichteten Wohnung. Vode mußte die Augen öffnen, so hell freute er sich über ihr Glück.

„Ich nehme an,“ rief er und reichte dem Verleger zögernd seine schlanken Finger entgegen.

„Abgemacht!“ sagte Mettmann und umfaßte die Finger mit seiner harten Niesensfaust. „Ein schriftlicher Vertrag ist überflüssig; wir wissen ja doch, wie wir mit einander sind, und Sie ersparen die Hälfte des Stempels. Und nun noch ein paar allgemeine Bemerkungen. Erstens: die Inserate überlassen Sie mir ganz allein.“

„Mit Vergnügen, Herr Mettmann.“

„Den Börsenbericht erhalten Sie täglich von einem Fachmann und geben ihn ins Blatt, ohne etwas daran zu ändern.“

„Ich verstehe ja doch nichts davon, Herr Mettmann.“

„Und noch eins: Im Feuilleton sehen Sie nicht auf Geld. Die gebildeten Leute wollen teure Sachen lesen. Ich habe bis jetzt an falscher Stelle gepart. Wir wollen lieber eine größere Schrift nehmen und an Zeilen sparen und dafür die teuersten Namen kaufen. Da ist zum Beispiel der — na, der Heine, den lesen die Frauen sehr gern. Bieten Sie dem Kerl, was er verlangt. Telegraphieren Sie ihm lieber, das wirkt.“

Es wetterleuchtete in Vodes Gesicht. Endlich sagte er: „Wir haben Pech, der Mann ist tot.“

„Schade,“ rief Mettmann ärgerlich. „Da sehen Sie, was für Efel meine Redacturen sind. Sie haben nicht einmal einen Nekrolog gebracht. Und Heine hätte es doch verdient. Na, verschaffen Sie uns einen andern, der ebenso schreibt. Ich will mich's was kosten lassen.“

Der Verleger gab, indem er sich auch an die andern Herren wandte, andre Beispiele von der Unwissenheit seiner Redacturen zum besten. Bode saß wie auf Nadeln, bis er wahrnahm, daß die einzige lächerliche Seite des willensstarken Manns von allen andern ruhig als eine unabänderliche Thatsache aufgenommen wurde. Der neue Redacteur stand erst auf, als Richard errötend den Tisch verließ. Wie auf Verabredung trafen sie sich vor dem Flammengitter, hinter welchem das neue Operngebäude sich dunkel emporreckte.

Bode wies hinüber und sagte langsam, um den Sohn des Verlegers auf freundlichere Gedanken zu bringen:

„Hier, das wird ein ernsthaftes Opernhaus, und ein Werk von Richard Mettmann soll uns alle mit den Plänen der Geldmänner ausföhnen.“

Richard schüttelte ablehnend den Kopf.

„Sie haben eine schwere Aufgabe vor sich,“ sagte er traurig.

Bode war wieder guter Laune.

„Ich will mutig daran gehen und so lange aushalten, als es mir möglich ist. Am Ende sind es zwei ganz verschiedene Fähigkeiten, ein Blatt zu schreiben und es geschäftlich so klug zu leiten, daß es groß wird. Der eine Beruf kann so ehrenvoll sein wie der andre.“

Richard lehnte wieder mit einer Handbewegung die Schonung ab. Ohne seinen Vater zu nennen und ohne anzudeuten, daß er an ihn dachte, klagte er über die Zustände der Presse, die er sich früher so ganz anders vorgestellt hatte. Bei allen kleinen Zeitungen und bei manchen großen dazu sei die Oberleitung in den Händen von ungeeigneten Personen. Er bedaure das Los der Leser, noch mehr aber das der Zeitungsschreiber, die häufig von einem Mann abhängen, der ihre Fähigkeiten nicht beurteilen könnte.

„Was wollen Sie?“ rief Bode lachend dazwischen. „Jeder Leser hat am Ende das Blatt, das er verdient.“

Richard gab sich mit einem Scherz nicht zufrieden. Er schlug vor, den Garten zu verlassen, als erst von einzelnen Tischen, dann lauter und stürmischer von allen Seiten der Ruf nach Bode ertönte. Und als der Genannte unbekümmert stehen blieb, erhob sich bald da, bald dort einer mit dem Glase in der Hand schwanke von seinem Stuhl. Mehr und immer mehr schlossen sich den ersten an, und bald rückte eine Schar von über hundert Männern langsam mit Winken und Glückwünschen gegen den neuen Redacteur heran. Allen voran der alte Coupletzfänger, der die Arme weit geöffnet hielt und bei jedem Schritt ein wenig Wein aus dem Glase schleuderte.

„Die wissen schon, daß ich Leiter des Blattes bin,“ sagte Bode spöttisch zu Richard. „Nein, lassen Sie mich in dieser schweren Stunde nicht allein; achten Sie darauf, wie ich trotz meines schlechten Rocks im Werte gestiegen bin. Das unterirdische Leitmotiv aller dieser Herren wird sein: Bode ist ein großer Mann, denn Bode hat zu bestimmen, wie viel Zeilen gedruckt werden dürfen und wie viel Pfennige für jede Zeile gezahlt werden.“

Die Glückwünschenden waren herangekommen, und ehe er sich dessen versah, lag Bode in den Armen des Coupletzfängers.

„Alter Freund!“

Und Bode war der alte Freund aller dieser Herren. Endlich war der richtige Mann an der richtigen Stelle, endlich würde die schlechte Wirtschaft aufhören. Und die Sänger jammernde, daß sie totgeschwiegen wurden, ein Schriftsteller verlangte die sofortige Annahme einer Novelle, welche schon seit Gründung des Blattes dort lag und von den vier Redacturen des ersten Jahres gleichmäßig nicht gelesen worden war, ein Reporter verlangte die Zusicherung, daß ihm bei Hinrichtungen niemals eine Zeile gestrichen werde; denn die freundschaftlichen Beziehungen zu den diesbezüglichen Persönlichkeiten kosteten Geld.

Bode erwehrt sich mit Mühe der Händedrucke und Schmeicheleien, mit denen man auf ihn eindrang. Richard versuchte vergebens, den Menschenhaufen zu durchbrechen, und mußte auch über sich eine Flut von Redensarten ergehen lassen. Da trat von der Seite ein zierliches Männchen an ihn heran. Die klauen Augen, der lächelnde Mund und die Nase hatten auffallend jüdischen Schnitt; dazu ein

gelbes Wollhaar wie ein blond gefärbter Negerkopf. Auch die Sprache verriet, daß der zierliche Kleine die östlichen Provinzen noch nicht lange verlassen hatte.

„Mein Name ist Pinkus, verzeihen Sie, Herr Mettmann. Der Herr Papa sucht Sie und unsren neuen Redacteur. Mein Name ist Pinkus, Herr Doktor, ich gratuliere, verzeihen Sie!“

„Ich danke Ihnen, Herr Pinkus!“ rief Bode, froh über die Störung. „Lassen Sie mich, meine Herren, wir sind zu den Göttern berufen, die dort oben um hölzerne Tische thronen.“

Und von Pinkus geführt, der geschickt mit den eckigen Ellenbogen Raum schaffte, gingen sie so rasch wie möglich auf den Vorbau zu. Unterwegs fragte Bode:

„Schreiben Sie auch für die Zeitung, Herr Pinkus?“

Pinkus wiegte lächelnd den blonden Wollkopf.

„Was werde ich schreiben, Herr Doktor! So bin ich nicht gestellt, Gott sei Dank! Verzeihen Sie. Herr Mettmann und ich, wir arbeiten schon lang zusammen, ich bin Inzeratentagent. Sie begreifen. Sonst schreibe ich gern einmal für Zeitungen, aber dann nur zu meinem Vergnügen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Von der Pariser Weltausstellung.

(Die Jungstüde.)

Von Martin Kröner.

Gegenüber dem Quai d'Orsay, der die Bülkerstraße und die Heeresausstellung enthält, zieht sich auf der andern Seite der Seine eine Uferstraße hin, die gleichfalls in den Bezirk der Weltausstellung hineinbezogen ist. Sie führt in ihrem ersten Teil, von der Invalidenbrücke bis zur Almabridge, den Namen Cours-la-Reine. Dort beginnen jene Beigaben zur Weltausstellung, Privat speculationen, die man hier unter dem Namen „attractions“ oder „Jungstüde“ zusammenfaßt. Ihrer sind viele, viele Dutzende, und es ist natürlich ganz unmöglich, alle zu besprechen, denn man hat berechnet, daß ein Weltausstellungsbesucher, der jede einzelne Schaustellung nur einmal besichtigen wollte, im ganzen über 1400 Fr. anzugeben hätte!

Der „Cours-la-Reine“ ist nur zu einem Teil den „attractions“ überliefert. Gleich am Eingang, unmittelbar an der Seine, liegt ein langes, ziemlich schmuckloses Gebäude, der Pavillon der Stadt Paris, in dem diese ihre historischen Erinnerungen, ihre Denkmäler, ihre Wohlfahrtsanrichtungen ausstellt — am Ende, gegen die Almabridge hin, erhebt sich in einem großen, weissen, architektonisch recht nichternern Raufen die Ausstellung für Sociologie, Arbeiterversicherung, Nationalökonomie: hier hält auch ein Teil der während der Ausstellung tagenden gelehrten Kongresse seine Sitzungen ab. Dazwischen ragen mächtige Hallen aus Glas und Eisen empor, die häufig wechselnde Ausstellungen für Gartenbau bringen, und vor deren Terrassen man herrliche Ansichten über die breite, bootbesetzte Seine und die bunten Paläste der Bülkerstraße genießt. Den Rest des Raums füllt die sogenannte „Aue de Paris“ aus. Eine kleine Konzerthalle neben der andern! Da finden Gesangsvorträge statt, werden humoristische Scenen aufgeführt, eine japanische Schauspieltruppe produziert sich, eine Verbindung von Phonograph und Kinetograph führt uns die berühmtesten Bühnentänzer von Paris in den besten Scenen ihrer Hauptrollen wie lebend vor. Der stärkste Verkehr entwickelt sich hier abends, Herren im Frack und Damen in den anfallendsten Toiletten drängen sich vor den Buden, auf deren Terrassen die Schauspieler sogenannte „Paraden“ abhalten, das heißt: sie treten in allen möglichen Kostümen heraus, geschminkt und gepudert, und laden bei Musik unter Aufzählung alles dessen, was sie vortragen wollen, zum Eintritt ein. Wer sich aber verlocken läßt, findet sich gewöhnlich sehr enttäuscht, denn die meist sehr künstlerisch ausgeführte Fassade der Bude und jene „Parade“ sind eben das Angehendste der ganzen Geschichte; die Aufführung selbst ist gewöhnlich sehr unbedeutend. Diese Unternehmungen blühen denn auch nicht besonders, sie arbeiten mit zu großen Kosten, hat ja doch der Bau allein fast bei jeder einzelnen gegen 150 000 Frank verschlungen, und die einfachste Veranstaltung hat noch immer einen täglichen Bedarf von 1500 Frank, der selten einlömmt. Sehr originell mutet von außen das sogenannte „verkehrte Haus“ an, bei dem alles auf den Kopf steht — die Schornsteine gehen in den Boden, der Keller ragt in die Luft, und selbst die Zwölfs der Uhr ist unten und die Sech's ist oben. Drinnen aber sieht man wenig mehr als ein paar Spiegel.

Hinter der Aue de Paris an dem Teil des Ufers entlang, der Quai Debilly heißt, erhebt sich eine weit ansgedehnte Nachahmung von Alt-Paris, aber es ist uninteressant und unästhetisch gemacht, daß die Pariser selbst nicht hineingehen und das Unternehmen vermutlich schon längst verkracht wäre, wenn nicht die Schlafwagen-Gesellschaft mit ihren großen Mitteln dahinter

stände. Das eigentliche Hauptgebiet der „attractions“ ist der vordere Teil des Marsfeldes, die Gegend zu Füßen des Eisselturms. Links erhebt sich ein stattlicher Bau, das „Palais der Koftime“, das durch die wohlgeordnete Anmut seines Arrangements sich von Anfang an als einer der größten Erfolge aller attractions erwiesen hat, eine Art Panoptikum, in dem in sehr wohlgeordneten Gruppen etwas wie eine Geschichte der weiblichen Kleidung vorgeführt wird — von der halbwildem Argalierin, die ihren von der Jagd heimkehrenden Gatten erwartet, über ein altrömisches Damenbad bis zu einer Audienz bei der Kaiserin Theodora am Hof von Byzanz, dann durch das romantische Mittelalter zur üppigen Maitressenwirtschaft der letzten Ludwige, und von einer Anprobe des Krönungskleides Josephinens bis zu unsren Tagen; das Ganze ist nicht allzu wissenschaftlich, aber anscheinend geschmackvoll.

Nicht weit davon erhebt sich auf einem Hügel das Palais Lumineux, in allen seinen Teilen, Dach, Wände, Treppen aus buntem Glas, das, abends von innen heraus erleuchtet, einen wirklich zauberhaften Anblick gewährt. Darum herum liegen natürlich eine ganze Menge weniger gelungener Versuche, z. B. der Tour du Monde, in dem Tänzerinnen und Sängerinnen aller exotischen Nationen auftreten. Die Welt der attractions setzt sich auf der rechten Seite des Eisselturms fort. Das mit vieler Spannung erwartete Palais de l'Optique hat nicht gehalten, was man sich davon versprochen, die unter allerhand Hofuzuspos vorgeführten Experimente sieht man in der Berliner Urania viel besser, und das Niesenferrohr hat den Fehler, daß es sich nicht drehen läßt. Das Mareorama giebt eine hübsche Illusion einer Meerfahrt, man kann sich auf dem rollenden Podium sogar die Seekrankheit bekommen, aber der Witz ist alt und wurde schon vor Jahren in Berlin gezeigt. Der „große-Globus“ wirkt hauptsächlich durch seine ungewohnte Form und das Palais de la Femme ist im Grunde nur ein feiner Tingeltangel mehr.

Jenseits der Seine, im Trocaderoquartier, wo die Ausstellungen aller Kolonien untergebracht sind, wimmelt es natürlich von „attractions“. Das indisch-chinesische Theehaus ist sehr drollig, aber nur ein geschickter Humbug; die angeblichen Javanesischen sind echte Pariserinnen, die unter Anführung der bekannten Cleo de Mérode allerhand seltsame Pöppel unternehmen. Echt sind dagegen die chinesischen Gauller, die die Gäste des russisch-chinesischen Restaurants mit ganz originellen Zauberkunststücken und Clownsprünge unterhalten. Eine Unmenge Panoramen und Dioramen sind über diese Gegend verstreut: Algier, Tunis, vor dem Trocadero Madagaskar — das gelungenste ist zweifellos das Wandelbild, das die Reise von Moskau nach Peking darstellt und dadurch täuschend wirkt, daß man es aus einem echten Eisenbahnzug beobachtet und der Vordergrund sich schneller bewegt als der Hintergrund. Sehr reizvoll wirkt der algerische Vagabond, der mit seinen gekrümmten Bogengängen uns wirklich in den Orient zu verlegen scheint. Auch in die Geheimnisse des Erdinnern führen uns Darstellungen von Bergwerken u. dergl.

Noch außerhalb der Umzäunung der Ausstellung ziehen sich lange Straßen mit Sehenswürdigkeiten hin, unter diesen sogar eine der allergeringsten, das Schweizer Dorf mit einer geradezu verblüffend „edlen“ Wiedergabe eines Bergdorfs mit grünen Matten, weidenden Kühen, Stein- und Holzhäusern und Heuschauern hoch oben auf den Abhängen. Auch Andalusien zur Zeit der Mauren und Venedig sind darin verlorpert. Zu den „attractions“ muß man auch die zahllosen Restaurants, Milchwirtschaften usw. rechnen, die sich einen besonderen Charakter gegeben haben.

Kleines Feuilleton.

— Zur Geschichte des Eisenbahnbillets bringt die „Frankf. Zeitung“ interessante Einzelheiten. Der zuerst in Deutschland gebräuchlichen Fahrt-Ausweise (Fahrzettel) schlossen sich an die Passagierzettel der Post an: Ein länglich-viereckiges Papier, bedruckt mit dem Namen der Anfangs- und Bestimmungsstation der Reise, der Klasse, des Preises der Fahrt und mit einem Raum für die Nummer des Places, mit einigen allgemeinen Bestimmungen auf der Rückseite. Nach einer Bekanntmachung des Direktoriums der Ludwigsbahn, der ersten deutschen Eisenbahn, vom 30. November 1835, sollten am darauffolgenden Donnerstag, den 3. Dezember, um 9, 11 und 1 Uhr drei Fahrten mit Dampfkraft von Nürnberg nach Fürth stattfinden. Die Billets hierzu, so heißt es in der Bekanntmachung, seien bei dem Direktorialmitglied Mainberger am Rathause zu haben. Jedes Billet werde für die Hin- und Rückfahrt um 30 Kr. gelöst und sei für alle Plätze gültig. Natürlich ließ sich, wer nur eben konnte, die Gelegenheit mit Dampf zu reisen nicht entgehen. Freilich, von oben her glaubte man das in derlei Unternehmungen noch vollständig unerfahrenen Publikum vorerst erziehen zu müssen. Gleich feierlichen Handlungen wurden alle wichtigeren Geschäfte eingeleitet. Beim ersten Läuten, fünf Minuten vor der Abfahrt, mußten sich alle Reisenden im Versammlungsraum einfänden. Das zweite Läuten war das Zeichen zum Einsteigen. Die Reisenden wurden von einem Fahrkarten-Controleur Klassenweise zu den für sie bestimmten, das heißt denjenigen Plätzen geführt, auf welche die Nummer des Billets, das außerdem Tag und Stunde und die Fahrnummer enthielt, stand.

Bei der 1837 eröffneten Leipzig-Dresdner Bahn war es in letzterer Beziehung nicht viel anders. Die Billeteure der Endstationen hatten zu Anfang des Betriebs nur 21 Fahrkartenorten, nämlich nur je drei für die sieben Stationen der ganzen Linie, zu veräußern. Wie in dem benachbarten Oestreich war die Lösung eines Fahrt-Ausweises von der Vorzeigung eines polizeilichen Reisepasses abhängig. Hatte der Reisende dann glücklich einen Fahrzettel erworbt, so durfte er zwar einsteigen, mußte aber seine Reiselegitimation an den den Zug begleitenden Polizei-Offizianten abgeben und erst beim Verlassen des Zugs bekam er sie wieder.

Die Fahrzettel waren bei den meisten Eisenbahnen schon in den ersten Jahren zu Kontrollzwecken mit einem seitlichen Abschnitt, „Coupon“ genannt, versehen, der je nachdem beim Bettreten des Wartesaals oder des Perrons oder bei der Revisum durch den Schaffner abgetrennt wurde. Fahrzettel und Coupon wurden bei Aushändigung an den Fahrgast und zum Zeichen, daß die Fahrt an einem bestimmten Tage mit einem bestimmten Zuge zu machen sei, mit dem Tages- und Zugstempel, hin und wieder auch mit einer Parole versehen. Anfangs der vierziger Jahre kam aus dem Geburtslande des Eisenbahnwesens, von England her, eine Neuerung, die dem Fahrzettel mit seinem Coupon den Garaus machen sollte. Das englische Ticket hatte sich in ein länglich-viereckiges, steifes Kärtchen, das die allernotwendigsten Angaben enthielt, verwandelt. Auf der Eisenbahn von Manchester nach Leeds führte man zuerst diese von einem gewissen Edmonson erfundenen und nach ihm benannten Kartenkartons ein, zugleich mit einem dazu gehörigen Stempelapparat und Verwahrapparat. In britischen Reiche fanden sie bald allgemeine Verwendung, dagegen verschafften sie sich bei uns nur sehr langsam Eingang.

— Die Mutter im Sprichwort. In allen Zeiten und bei allen Völkern ist die Mutterliebe im Sprichwort und im Liede verherlicht worden. Einer Zusammenstellung derartiger Sprichwörter, die die „kölnische Volkszeitung“ bringt, entnehmen wir folgende Proben: „Muttertreu wird täglich neu.“ „Ist die Mutter noch so arm, giebt sie doch dem Kinde warm.“ „Eine Mutter kann eher zehn Kinder ernähren, als zehn Kinder eine Mutter.“ „Wer der Mutter nicht folgen will, wird endlich dem Vettel folgen.“ „Besser einen reichen Vater verlieren als eine arme Mutter.“ „Was der Mutter ans Herz geht, geht dem Vater nur bis an die Kniee.“ „Sehr poetisch sagt der Russe: „Das Gebet der Mutter hallt vom Meeresgrund herauf.“ und der Letze und Czede: „Mutterhand ist weich, auch wenn sie schlägt.“ „Mutter, Mutter, wer sie hat, ruft sie, wer sie nicht hat, vermisst sie.“ sagt der Venetianer. Was Mütter leiden, drückt der Italiener mit den Worten aus: „Mutter will sagen Märtyrin.“ und der Russe meint: „Ohne Mutter sind die Kinder verloren, wie die Vienen ohne Weibel.“ Wenn die Mutter stirbt, löst sich die Familie auf.“ sagt der Indier, und: „Ist die Mutter tot, so ist der Vater blind.“ der Italiener.

Musik.

Am Freitag, den 27. Juli d. J., hat sich das irdische Schicksal eines Komponisten erfüllt, dessen Werke ihn längst in die Reihe der größten Tonmeister gestellt hätten, wären ihm äußere Verhältnisse so günstig gewesen, wie sie es klingenderen Namen geworden sind. In der Sommerfrische zu Würzzuschlag ist Julius Zellner im 69. Lebensjahre gestorben — vielleicht an den Folgen der zehrenden Arbeitsweise eines Künstlers, den die tägliche Last des Musikunterrichts nicht abhalten konnte, seinem stillen und nur von wenigen voll anerkannten Schaffen trennen zu bleiben. Die Zurückhaltung der öffentlichen Kunstmächte gegen diesen Komponisten, auf den wir gelegentlich wiederholt hingewiesen haben, gehört zu den traurigsten Erscheinungen eines gewissen Kunstimperialisismus in unserm öffentlichen Leben. Jeder echte Kenner, der überhaupt einmal dazu kam, in Zellners Werke Einsicht zu nehmen, jeder Musikfreund, den der Zufall zu einem Hören Zellnerscher Musik führte, mußte sich wundern, wie denn ein derartiges künstlerisches Vermögen und eine derart vollendete Klangschönheit noch ohne weitere Anerkennung bleiben konnten. In Zellners Vaterstadt und Wirkungsstätte Wien war ihm namentlich in den Jahren 1871—1875 eine kleine Ruhmesblüte beschieden, über die dann nicht so sehr eine moderne Strömung, als vielmehr die persönlichen Beschränktheiten — um nicht mehr zu sagen — des dortigen Musiklebens hinweggluteten. Man kann schon daraus vermuthen, daß nicht eine bestimmte Kunstrichtung über sein Schicksal entschied. Thatsächlich ist Zellner im ganzen weder modern noch unmodern, doch scharf entgegengekehrt allem, was Mode u. dergl. heißen mag. Von diesem Gesichtspunkt aus hat ihn denn auch die einzige uns bekannte Darstellung seines Lebens und Wirkens geschildert, erschienen in den „Blättern für Haus- und Kirchenmusik“ (Langensalza) vom 1. Juni 1898, die seine Schaffensweise, allerdings mit Verletzung ihrer Grenzen, zu analysiren sucht. Wer sich für die Details von Zellners Lebensgang und Compositionsfolge interessiert, findet dort für ein Gesamtbild zureichende authentische Angaben. Hier nur so viel, daß Zellners hauptsächlichste Wirkämter, der Symphonie und der Kammermusik, dieser in ihren mannigfachen Gruppierungen, galt; vornehmlich seine Streichquartette und Klavier-Kammermusik wurden auch, wenn sie nicht durch mehrfache Preise ausgezeichnet wären, zu den dankbarsten Stücken unserer Konzerte gehören, falls deren Leiter über das jammervolle Herumdrehen in den Kreis lokaler und temporärer Günstlingskunst hinausgreifen wollten. Und wie nun

dem Verstorbenen als Menschen seine Witve und seine, zum Teil unverorgten Kinder nachtrauern, so geben von dem Verstorbenen als Künstler auch noch zahlreiche zur Veröffentlichung bereite Manuscripte ein silbes trauriges Zeugnis. Sollten jetzt, unter der Weiße des erlösenden Todes, unsere Konzertleitungen sich noch immer nicht dazu anschwingen, zum Vorteil der Kunst und zum eignen Vorteil dem Dahingegangenen zu geben, was ihm gebührt, nachdem längst mehrere Ausführungserfolge auch in reichsdeutschen Städten vorbildlich vorangegangen; sollte der Wert der bislang unveröffentlichten Kompositionen noch immer nicht durch endliche Veröffentlichungen für die weitesten Kreise fruchtbar gemacht werden: dann müßte man wahrlich an den Wegen der heutigen Kunstpflege verzweifeln und speciell unser Berliner Konzertscheitern als ein unter glänzendem Schein um so schlimmeres lokales Gesellschaftstreiben verachten lernen. Der einsame Musikfreund am Klavier, der vor Zellners „Deutschen Tänzen“ oder vor seiner letzten gedruckten Komposition, dem eigenartigen „Wasserkasspar“, sich in eine jonnig heitere Welt entrückt fühlt, weiß es wohl besser als unsre Kunstwächter, wenn das Reich dieser längst dahin sein wird, daß Werke, wie die Zellners, ihre reine natürliche Schönheit — das einzige, um das es ihrem Schöpfer zu thun war — noch immer für jedes künstlerische Gemüt unvergänglich bewahren werden. — sz.

Medizinisches.

— Die Wirkung des Atems. In der Laienwelt ist, so wird der „Kost“ geschrieben, der Glaube, die Atemluft eines Kranken wirke nachteilig, sehr verbreitet. Der Glaube hängt vielleicht mit dem eigentümlichen Geruch zusammen, den der Atem bei vielen Kranken annimmt. In dessen entstammt dieser Geruch gar nicht den Atmungs-, sondern den Verdauungsorganen und rührt von dem Darinverbleiben der Funktion der letztern — einer bei krankhaften, besonders fieberhaften Zuständen ganz regelmäßigen Erscheinung — her. Dagegen ist neuerdings festgestellt worden, daß zwar nicht bei ruhiger Atmung, jedoch beim Sprechen, Husten, Niesen, Nauspern unter Umständen die Atmungsluft gewisser Kranken eine erhebliche Gefahr für die Umgebung bilden kann. Bei diesen Prozeduren werden nämlich, wie man fand, mit dem Atemstrom allerfeinste, für unser Auge unsichtbare Tröpfchen von Mundflüssigkeit nach Art eines feinen Nebels regelmäßig in die umgebende Luft verpflügt. Enthält nun die Mundflüssigkeit Krankheitskeime, so werden diese mit den Tröpfchen mitgerissen, und da letztere immerhin erst nach einiger Zeit aus der Luft verschwinden, so können sie mit samt den ihnen aufstehenden Krankheitskeimern eingeatmet werden. Nun enthält in der That die Mundflüssigkeit bei manchen Schwindelkranken, ferner bei Influenza, Diphtherie, Keuchhustenkranken die krankmachenden Keime; somit ist die Möglichkeit, daß diese Krankheiten durch die Atemluft Erkrankter beim Sprechen, Husten usw. weiter verbreitet werden, sehr wohl gegeben. Eine andre Frage ist schließlich die, ob die Ausatemungsluft eines gesunden Menschen Spuren eines Giftstoffes enthalte. Man nahm dies bisher vielfach an, weil man nur so die bekannte Erscheinung erklären zu können glaubte, daß in von Menschen überfüllten Räumen bei manchen Personen leicht Unbehagen eintritt, dessen Symptome sich bis zur Ohnmacht und Bewußtlosigkeit steigern können. Eine jüngst vorgenommene Prüfung dieser Frage führte aber zu dem Ergebnis, daß sich ein besonderes Gift in unsrer Ausatemungsluft in keiner Weise nachweisen läßt.

Paläontologisches.

— **Neckarsaurier** hat der vorstorbene Direktor des Naturalienkabinetts in Stuttgart jene großen, längst ausgestorbenen Reptilien aus dem Stubensandstein des Keupers genannt, weil dieselben ausschließlich auf das Neckargebiet beschränkt zu sein schienen. Inzwischen darf noch heute die Umgebung von Stuttgart als die beste Fundstätte dieser seltenen Reptilien aus der Urwelt angesehen werden. Zu Ehren ihres Entdeckers, Oberkriegsrats Kapff, wurden diese Saurier **Velodonten Kapffii** genannt. Die Funde der letzten Jahre wurden nun, nach dem „Schwäbischen Merkur“, durch den neuesten aus einer Sandgrube von Frittlingen gekrönt. Zahlreiche Sandsteinblöcke, in welchen nur der Keimer den kostbaren Fund ahnen konnte, wurden im Januar dieses Jahres nach Stuttgart verbracht, und monatelang wurde mit Nadel und Stichel das Gestein entfernt, um die äußerst zerbrechlichen, fast butterweichen Knochen bloß zu legen, die erst durch Tränken mit heißem Leimwasser wieder etwas verfestigt werden konnten. Aber nun ist er endlich fix und fertig, dieser merkwürdige Bewohner unsrer Urwelt. Er ist recht verschieden von den Stuttgarter Velodonten; denn während diese die Schwänze hoch tragen, war sie bei den früheren ungemein lang gestreckt und vorne löffelartig verbreitert. Wie der Löffelreißer oder manche Fische war er offenbar gewohnt, seine Nahrung im tiefen Schlamm aufzuwühlen und zu suchen und bekam daher den Namen **Mystriosuchus planirostris**. Wir sehen so unter den Velodonten des Keupers eine ganz ähnliche Entwicklung, wie unter den heutigen Krokodilen, wo wir auch dreißigköpfige Alligatoren und langschwanzige Gaviale unterscheiden. Die wichtig dieser Fund ist, geht schon daraus hervor, daß das New Yorker Museum nur zum Studium der früheren Stücke einen jungen Gelehrten auf vier Wochen nach Stuttgart geschickt hat, um Vergleichspunkte mit den analogen amerikanischen Funden zu suchen.

Technisches.

en. Der **Telautograph**. Wie jede Erfindung, schreibt „English Mechanic“, so hat auch diese ihre Vorläufer. Im April 1893 bereits beschrieb der berühmte Physiker **Elisba Gray** ein derartiges Instrument, dessen wesentliche Eigenschaften durch Patent sogar schon im Jahre 1888 festgelegt worden waren. Gray gab ihm auch bereits den Namen **Telautograph**, da es zur Uebermittlung handschriftlicher Zeichnungen auf größere Entfernung dienen sollte. Die Konstruktion des Apparats wurde als genial anerkannt, erwies sich aber als zu zart und kompliziert für den gewöhnlichen täglichen Gebrauch. Seine Einrichtung beruhte darauf, daß für jeden hundertsten Teil eines Zolles, der von der Feder des Schreibenden durchlaufen wurde, ein elektrischer Antrieb durch die Leitung gesandt wurde, die Feder an der Empfangsstation von Schritt zu Schritt über den entsprechenden Raum bewegte und dadurch ein genau gleiches Bild der Originalschrift erzeugte. Bei dem neuen Telautographen, für den sich jetzt in England eine Gesellschaft unter dem Namen **British-Telautograph-Company** gebildet hat, findet keine solche ruckweise Uebertragung statt, vielmehr wird die Bewegung der Feder auf der Sendestation durch einen fortgesetzten Strom vermittelt, der nur je nach der Lage der Feder an Stärke wechselt. Durch einen höchst einfachen Mechanismus wird die Feder an der Empfangsstation veranlaßt, genau dieselben Bewegungen auszuführen wie die der Sendestation und demgemäß eine getreue Kopie der Urschrift herbeizubringen. Wenn die Feder an der Sendestation vom Papier abgehoben wird, so hebt sich auch die empfangende Feder, macht aber auch dann die Bewegung der ersteren durchaus mit, so daß also auch Zeichnungen und Skizzen auf diese Weise übermitteln werden können, da sich eben die empfangende Feder stets auf dem entsprechenden Punkt des Papiers befindet wie die sendende. Die Schrift wird auf beiden Stationen auf einer langen Papierrolle von 5 Zoll Breite aufgenommen, die sich während der Uebertragung langsam abrollt. Der Empfangsapparat ist in jeder Beziehung selbstthätig, bis auf das Eintreten der Feder in die Tinte macht er jede Bewegung des Sendearrappats mit und braucht demnach keine Beaufsichtigung. Zur Absendung solcher handschriftlicher Telegramme ist keine besondere Geschicklichkeit nötig, man schreibt einfach das, was man zu sagen hat, in beliebiger Geschwindigkeit nieder mit einer Feder, die von einer gewöhnlichen nur dadurch unterschieden ist, daß sie an zwei leichte Metalldrähte befestigt ist, man braucht sich also dabei noch nicht einmal besonders zu beeilen, sondern kann sich das zu Schreibende in Ruhe überlegen und die Schrift an jeder Stelle beliebig unterbrechen. Der Apparat kann in jeden vollständigen Leitungskreis eingeschaltet werden, gerade wie es jetzt im allgemeinen mit dem Telephon geschieht, und die zwischen London und Paris mittels der Telegraphenlinie angestellten Versuche sind zu voller Zufriedenheit ausgefallen.

Humoristisches.

— **Englische Nächstenliebe.** Geistlicher: „Auf der nächsten Synode werde ich beantragen, daß mehr Missionare zu den armen Indern geschickt werden. Mit Gottes Wort im Herzen stirbt sich viel leichter Hungers.“ —
 — **Sprachforschung.** A.: „Das Gegenteil von Hunger ist satt, aber von Durst? Sehn Sie mal, dafür giebt es in der deutschen Sprache kein Wort.“
 B.: „Dös brauch't's a nöt; wenn man quia g'ussa hat, kann man ja a so immer red'n.“ („Simpl.“)

Notizen.

— Mit einer erfolgreichen Ausführung von **Beholds** Drama: „Die Einzige“ beendete Heines Berliner Ensemble sein vierzehntägiges Gastspiel in München. Geschäfte haben die Berliner nicht gemacht. —
 — Die Bürgermeister von **Elmsborn**, **Syehoe** usw. wollen versuchen, eine gemeinsame Bühne für mehrere Städte Holsteins zu begründen. Der Plan der verübunden Städte lehnt sich an den Entwurf des Städtebund-Theaters an, den **Löwenfeld** in seiner Zeitschrift „Die Volksunterhaltung“ veröffentlicht hat und der im preussischen Ministerium des Inneren auf Verständnis gestoßen ist. —
 — **Ferd. Hummel** hat die Begleitmusik zu dem Einakter „**Johannisnacht**“ von **Mary Müller** fertiggestellt. Das Stück soll im Schauspielhaus in Scene gehen. —
 — Die „**Internationale Ausstellung für Theater und Variété**“ ist bereits verbracht. —
 — Der auf dem Berliner Tuberkulose-Kongreß ausgegebte Preis von 4000 M. für die beste populäre Schrift über „Die Tuberkulose als Volkskrankheit und ihre Bekämpfung“ ist von dem Preisgericht Herrn **Dr. E. A. Knopf** aus New York erteilt worden. —
 — Der Gemeinderat von **Bern** hat beschlossen, die Schulferien wegen der andauernden großen Hitze um eine Woche zu verlängern. — Da werden unsre Schulkinder gewiß neidisch sein. —
 — Der Londoner Grafschaftsrat hat beschlossen, einen zweiten Tunnel unter der Themse zu bauen. —